

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

24 (29.1.1931) Die Welt der Frau



Die Welt der Frau



Erinnerung an einen Abschied

Denkst du manchmal jenes Abends noch,
der nach Tau und feuchter Erde roch.
Müder Glöckchenklang fiel in den Raum.
Mond hing über uns. Wir saßen im Saal.
Schweigend gingen wir den dunkeln Weg.
Ach, zerbrochen war der Stiel,
den wir einmal zwischen uns gebaut.
Ja, ich weiß noch alles, was geschah.
Ein Matrose spielte Ziehharmonika
O wie mich lang seine Melodie.
War nicht jeder Ton ein bitterer Tropfen?
Jener Abend — ich vergesse ihn nie.
Als ich dir dann fürchtend wie ein Kind —
(Weinen machte meine Augen blind) —
sagte: dieser Abschied ist ein Wort,
haupte ich für mich nur dieses Wort:
Was mich endlich fort
Ziehharmonika
Langsam sprach die Hofenmelodie.
Eine Schiffsflechte schrie ...
Und auf einmal warst du nicht mehr da.
Willy Frey.

In einer kleinen Konditorei

Eine verträumte Seitenstrasse trägt in dem lauberen Gesicht ihrer
Fenster ein buntes, freundlich leuchtendes Bildchen. Zwei helle
Schaufenster bilden das Entschieden der Damen und sonstiger Lieb-
haber zartmalerigen Gebäudes. Eine grüne Tür tritt hin und
wieder mit verbindlicher Geste in den Rahmen zurück, über ihr
vergoldete Buchstaben eines anheimelnden Wortes: „Konditorei“.
Es ist also kein Café, das hier die Vorübergehenden lockt, son-
dern die kleine, behagliche Konditorei, der Zufluchtsort aller ganz
Weisen, aller ganz Kindlichen. Café — das ist immer ein riesiger
schweifender Raum, voll herrlichen Brunkts, mit bunter bunziger
Kartonschmuck und steifen, grämlichen „Oben“. Hier aber, das
weiss man schon vor dem Eintreten, gibt es keine Jazzband, keine
unfreundlichen Wiemen, keine baltischen Menschen. Hier ruht man
aus. Hier ist man freier Mensch.

Der Türgriff schmeigt sich in die Hand: „Guten Tag, alter
Freund! Siebt man dich auch mal wieder?“ Man schiebt einen
weissen Vorhang zur Seite, und drei nette Mädchen laden aus
ihren weissen Schürzen heraus recht lustig „Guten Tag!“
Sie möchten auch „alter Freund“ lazen, aber das schied sich nicht.
Der Meister würde schon mit ihnen umspringen.

Gleich an der Tür steht das Küchenbrett. Alle Herrlichkeiten des
Küchenwesens werden in einem verführerischen Dufte nach, und
ein schmerz innerer Kamerad lebt an: eigentlich wollte man nur
auf eine Tasse Kaffee hereinbringen, und nun lüchelt man sich doch
auf ein Stück Kuchen, diesen köstlichen Kuchen zu wider-
stehen? Da laden sich schmeichelnde Kuchentücher, die sonst über
die Gassen streifen, Trüffel, die bedürftig auf der Junge zeh-
nen, braunmaligen „Kuchenbrot“ mit prächtiger
Schokolade, Sandtorten aus mildestem Teig, Kirchenkuchen in
farinreicher Rinde, Teegebäck und Gahneschichten, „Berliner Pfann-
kuchen“ mit Silberzucker und mannigfachen Torten, Kunstwerke aus
Schaum, Apricoten, Erdbeeren und Ananas. Schwiegend, der Wir-
kung der Lustige bemerkt, steht die niedliche Verkäuferin vor dem
ausgehenden Gaste. Nichts Menschliches blieb ihr fremd. Sie unter-
scheidet alle Charaktere mühelos nach dem Gebäd, das sie wählen,
beobachtet das Ringen zwischen dem Wunsch, zu genießen, und
der Pflicht, sich zu beschränken, und lenkt die Schwäche aller Men-
schen vor der süßen Versuchung des Ausdehns.

Schließlich ist das Tellerchen bedeckt. Das Fräulein folgt schon
mit der Tasse herrlich duftenden Kaffees, während man ungeschlüssig
nach dem besten Platte späht. Der Platz ist nämlich ungemein
wichtig. Im Café mag man sich sehen, wie es gerade trifft, doch
die weisse Stunde in der kleinen Konditorei will voll ausge-
kostet sein; die Minuten sollen wie edler Wein geschlürft werden ...
Nabe einem musikalischen Benstern mit Ausblick auf
Kraus und Kothel in der Hintergarten findet sich ein Tisch. Das
Fräulein hat Kaffee und Gebäck abgesetzt und geht. Stille lagert
wie eine Anbacht. Bedacht man rührt man den Zucker in das Ge-
tränk, freut sich an der goldenen Säbne, greift zum ersten Kuchen
— die Welt verflucht, der Mensch hat alles Uebel hinter sich gelassen,
alle Sorgen, alle Fehden seines herrlichen Tages. Vergangenheit
und Zukunft gibt es nicht; nur eine liebliche Gegenwart besteht.
Zumeilen geht die Tür. Schlichter junge Männer führen ihr
junges Glück auf eine halbe Stunde hinaus. Sie sind so froh, daß
sie keine drei Worte sagen. Worte fliegen im Raum und hören
das Glück. Auch wenn das Glück vielfach ganz anderer Art ist,
ist und immer nur lustige Abenteuer hören möchte. Wenn ein
Mädchenlächen an der Decke entlang flattert, verstrahlt die Sonne
es mit süßem goldenem Gold. Die jungen Männer möchten dann
„Burra“ schreien oder weinen — aber sie raffen sich auf, zahlen
und gehen. Fürsorglich nehmen sie ihr junges Glück wieder mit
hin aus. Man soll die wichtige Personen nicht irgend wo verpassen
— die wenigsten Menschen sind eifrige Kinder.
Ältere Matrosen fröhden dem Gahnelaster. Der Weltverächter
bitteres Gesicht erhebt sich ab des dampfenden Mokka, und eine
silberne Kanne blinzelnd von der besonnten Fensterbank in die
Feierlichkeit der Umgebungs. Sie läßt sich gern streicheln und
schmeckt dann erfreut.
Aber ich glaube, das ist Ironie: sie durchschaut uns alle.
Walter Anatole Perlich.

Die Postmeisterin und der Diktator

Signorina Rosetta Ravanelli zählt zwanzig Jahre und war
bis vor kurzem beim Hauptpostamt der „ewigen Stadt“ Rom als
weibliche Hilfskraft angestellt. Eine fleißige kleine Postmeisterin,
die gewiss nicht im Traume daran dachte, daß eines Tages ihr
Name fest gedruckt durch alle Zeitungen Italiens gehen und dazu
beitragen würde, die Popularität Mussolinis — wenn auch
indirekt — zu fördern.
Das brave Fräulein hatte eine einsige Antugend: Musso-
lini hatte es ihr angetan! Ihr Interesse für den Duce
war geradezu krankhaft. Und da ihr nie die Freude vergönnt
war, den „Helden ihrer Mädchenträume“ persönlich zu sehen —
sie sah ihn doch tagen, tagaus hinter dem Schalter — so wählte sie
einen anderen Weg, um ihre krankhafte Neugierde wenigstens
teilweise zu stillen: sie öffnete kurz entschlossen zwei Privat-
an seine Gattin, Donna Rachele Mussolini, gerichtet.
Das war nun ein schlechter „Scherz“, juristisch sogar ein Doppel-
verbrechen: Verletzung des Briefgeheimnisses und gleichzeitig der
Persönlichkeit.
Kurzlich kam die Sache bald heraus. Man witterte zuerst eine
sozialdemokratische Verschwörung, mobilisierte die Kriminalpolizei
und die Präsidialbehörden und ertappte die gefährliche
„Mittäterin“ kurz darauf beim Öffnen eines dritten Briefes.
Große Aufregung, große Empörung. Dann: Schluß! Verhör
— Gelächter. Die kleine große Sündenin schand unter biden
Tätern die „Beweggründe“, vielmehr den einzigen Beweggrund:

Leinen wird gebleicht

Der Roman „Nacht“ von Pierre Camp ist vor kurzem
im „Häckerkreis“ (Berlin SW. 61, West-Alliance-Platz
7/8) erschienen. In diesem Bunde wird die Geschichte des
Ringes vom Abschied über die Fabrik bis zur Verarbeitung
in Karlsruhe für die Welt der Reichen geschildert. Der
nachfolgende Abschnitt, den wir heute veröffentlichen, be-
handelt das Bleichen der Weiberei.

Sie standen auf dem Teppichboden und sahen von hier aus die
ganze Prozedur der Weibebehandlung; angefangen von den auto-
matischen Weibeklebern bis zu den Spülorrichtungen und ihren
Sturzbächen. Das Chlorwasser sah durchsichtig gelb, das säure-
haltige dagegen durchsichtig grün aus. Das Leeren der Behälter
dauerte nur einige Sekunden; röhre Röhre schluderte die Wasser-
massen.

In diesem Unternehmen mußte man großzügig kalkulieren.
Sparte man an Säure, so verlängerte man die Gesamtprozedur.
Eins widersprach dem andern; ging man zu schnell vor und bleichte
zu stark, dann griff man die Haltbarkeit des Gewebes an.
An der Mauer hingen noch Papierblumen, die das Bild des
heiligen Lorenz, des Schutzheiligen der Weiber, umkränzt hatten.
Man hatte es zu einem Namenstag, am 10. August, geschnitten.
Die nasse Weibe wurde auf Schubkarren in die Trockenräume
gefahren, die von Heißluftströmen durchzogen wurden. Die Ar-
beiter waren jetzt wenigstens von der Fortluft befreit, im Trocken-
raum ohne jeden Lufzug bis zur völligen Erhöhrung zu schweigen.
Sie packten den Stoff in den Ventilationskästen, wo er allmählich
umlagerte. Heberall zeigten die Wassertröpfchen den Weg der Arbeit.
Nur die feinsten Gewebe, Linon und Handgesponnenes, trockneten
noch in der freien Luft, nachdem sie mit der Hand gewaschen und
gespült waren.

Der von Choin gewebte Leinenstoff schwamm in einem Sols-
fübel, dessen Rand der Weibefrau bis an die Hüften reichte. Der
Seifenschaum im Kübel bildete kleine, weisse Alpendorfschaften.
Die alten Frauen, die bei dieser Arbeit tätig waren, verkörperten
die älteste Form des Gewerbes. Mit bleichen, von der ewigen
Reinlichkeit runzeligen Händen, wuschen sie das vom Nadeln ge-
spinnene Garn. Es war ein heller Raum, in dem sie arbeiteten;
aber erfüllt von Wassergeräuschen aller Art, Tropfenrieseln und
sorbierenden Röhren. Die gewaschenen Stücke wurden mit Räder-
rättern auf die Weibe gefahren.

Früher hielt die Weibefabrik sich ein großes Weibefeld.
Der Boden mußte mit kurzem, dichtem Gras bewachsen sein. Die
Leinwand durfte nur das Grüne berühren, nicht die nackte Erde.
Eine kommandierte der Aufscher der Weibe nur noch zehn
Mann. Rings um das Feld standen Schilbhäuschen für die Wäch-
ter, die nachts die Weibe zu bewachen hatten.

So sah man hier zwei Bleichverfahren nebeneinander, das künst-
liche in der Fabrik und das natürliche auf der Weibe. Von letz-
terem behauptete Herr Guerdelle:

„Ein besseres Verfahren gibt es nicht als die natürliche Farb-
entziehung durch Sonnenstrahlen. Die Chemiker lieben das Blei-
chen auf der Weibe nicht. Sie haben keine Macht über die Weibe.
Die Natur arbeitet nachts mit Tau und Mondlicht. Mondlicht
wirkt auf die Farbe, fast ebenso wie Sonnenlicht. Unsere Aufgabe
besteht einzig und allein darin, die Natur bei ihrer Arbeit zu
unterstützen, indem wir jeden Morgen die Weibe wenden. Unser
einziger Feind ist der Wind, der wirft die Weibe in Falten. Die
Sonne kommt nicht in die Falten, und wir kriegen gelbe Streifen.
Hoffentlich gelangt es, in Zukunft ein Verfahren zu entdecken, das
noch stärker wirkt als das Sonnenlicht. Wir wenden heute Säure-
bäder und Dampfströmung an. Bei dieser Behandlung kommt der
größte Teil unserer Gewebe nicht aus dem Dämmer der Fabrik
heraus. Ich habe eine alte Anleitung — unter Fabrikgeheimnis —
für das Bleichverfahren. Hierin wird u. a. empfohlen, die Weibe
nicht zu wringen, wenn man sie von der Weibe abholt. Früher
hingen die Frauen die Leinenweibe naß auf die Leine und ließen
das Wasser heruströpfeln. Sie vermieden es, das Gewebe durch
Auswringen zu schädigen. Deutzutage findet man dies nur noch
auf dem Lande; bei Familien, die ihre Weibe selbst waschen. Bei
der Hausbleiche haben sich aber jetzt dieselben Wandlungen voll-
zogen wie in der Industrie. Niemals ist früher Weibe so schlecht
behandelt worden und so vorzeitig abgenutzt worden wie heute. Wo
denkt man überhaupt daran, sich das richtige Wasser auszusuchen?
Wer wählt das Beste vom Besten: ich meine den Regen? Das
häufige Flußwasser ist schmutzig, veraltes mit dem Regen. Die
Frauen haben Jahrhunderte vor den Chemikern herausgefunden,
daß bestes Wasser das Beste für die Weibe ist. Unter den
jetzigen Umständen allerdings müßten wir verrückt sein, wenn wir
uns allzuviel Sorgen damit machten, die Weibe zu schonen. Die
kleinste Weibefabrik arbeitet heute mit Eau de Javel und mit Soda;
sie hat eine Wringmaschine mit ameisensauren Umbrungen in der
Minute und rollt die Weibe durch Weibemanuelen, die dem Ge-
webe zwar Glanz geben, aber den Faden zerdrücken und ihn in
den Falten brechen. Das Bleichen schmutziger Weibe ist heute
direkt eine Vernichtungsinindustrie. Die Textilien werden fünfmal
schneller abgenutzt als damals, als man sie lange der Luft aus-
legte. Spinner und Weber haben entsprechend mehr zu tun. Dem
Tempo der Abnutzung entspricht durchaus das Tempo der Pro-
duktion und des Bedarfs. Ich habe keine Lust, ein altmodischer
Industrieller zu sein, der gegen seine Zeit wettet. Man muß mit-
kommen verstanden; schnell arbeiten. So arbeite ich schnell und so
gut wie möglich.“

Die sei eben in Mussolinis unterblich verliebt. — Da das dumme
Mädel durch die Öffnung der an sich belandlosen Privatbriefe
feinerlei „Staatsgeheimnisse“ erfahren hat, kam es mit einer ver-
hältnismäßig geringen Strafe davon: (siehe Monatshefte 3 u. 4
S. 1 u. 2). Das Urteil war rechtskräftig, und die Gemüter beruhigten
sich — sowohl Frau Justitia wie Herr Mussolini konnten nun ruhig
schlafen.

Da kam die große, ganz große Heberzählung: Mussolini „winkte“
und Rosetta wurde hegenadial! Veränderung: der eigentliche Be-
weggrund der verbrecherischen Tat sei „vererbte menschliche
Schwäche“ gewesen. Und Mussolini hat nun einmal ein Veränd-
nis für „Schwächen“! Der Knalleffekt ist restlos gelungen: das
göttliche Volk hat sich befallt, und die Zeitungen brachten Leit-
artikel über das große Herz des großen Mannes. Mussolini
triumphierte sogar auch diesmal. Klein-Mussolin wird wohl — zum
Firm gehen. Die kleine Postmeisterin ist ja über Nacht eine Per-
sönlichkeit geworden ...

Anna Pawlowa

Am Freitag früh erlag im Saag die bekannte russische Tänzerin
Anna Pawlowa einer Lungenerkrankung. Der Todeskampf der
großen Künstlerin währte nur kurze Zeit. Die Pawlowa-Truppe
wird vorläufig unter Leitung ihres ersten Solotänzers Wladim-
ir Iroff, der lange Jahre der Partner der Tänzerin war, weiter-
geführt und bereits in der nächsten Woche ein Gastspiel in Brüssel
geben.

Anna Pawlowa, in Petersburg geboren, war die Tochter einer
Weibefrau, kam mit zehn Jahren an die Kaiserliche Ballettschule,
wurde mit 16 die Prima Ballerina der Marienoper in Petersburg
und trat 1908 ihre erste Tournee mit dem kaiserlichen Ballett durch
Europa an; nie erlitt sie der Tanz in Routine, nie im Faden



Die weltberühmte Tänzerin Anna Pawlowa in ihrer Garderobe

Rückkehr. Den Kriegsausbruch erlebte Anna Pawlowa in Deutsch-
land. Die ungeheuerliche Rückkehr nach Rußland lehnte die Künst-
lerin ab; sie fuhr nach Amerika, wurde dort sehr gefeiert, gründete
sich in London ein Heim — aber russischer Boden betrat sie nie
wieder. Sonst führten die Reffen der Künstlerin, deren Tanz allen,
die sie sahen, wie eine Offenbarung erschien, und der das Verdienst
gebührt, das im Pathos erstifchte Ballett verlinigt zu haben, von

Kanada bis zum fernen Osten, von Rom bis Stockholm. Den letz-
ten Befehlshauer erlebte die Künstlerin, die stets ein ganzes Vogel-
haus, gefüllt mit Tauben, und Schwänen, Flamingos und Pava-
seien mit sich führte, in Berlin, wo sie u. a. auch den ihr ewig
unvergesslichen „Sterbenden Schwan“ tanzte. Die Bestattung wird
nach dem Willen des noch lebenden Gatten, Senator Dandres im
Saag erfolgen. — Bei der Totenmesse für die Verstorbene im
Saag, die durch einen dort anfalligen russischen Kowen zelebriert
wurde, kam es zu erschütternden Szenen. Einige Mitlieder der
aus 25 Künstlerin bestehenden Pawlowa-Truppe bekamen Schrei-
krämpfe und fielen in Ohnmacht. Später begab sich die Trauer-
gesellschaft in das römisch-katholische Krankenhaus, wo Anna Paw-
lowa aufgebahrt ist. Alle knieten nieder und küßten den Sara.

Verschiedenes

Die Gewerkschaften der weiblichen Angestellten. In den Spitzen-
organisationen der Gewerkschaften, die zur Vertretung der Ange-
stellteninteressen allein gesetzlich anerkannt sind, waren bei den drei
Verbänden mit der größten Zahl der weiblichen Mitglieder, dem
Zentralverband der Angestellten (ZVA), dem Ge-
werkschaftsverband der Angestellten (GVA) und dem Verband der weib-
lichen Handels- und Büro-Angestellten (WBA). Ende des Jahres
1930 insgesamt 290 000 Frauen organisiert. Davon ist der frei-
gewerkschaftliche ZVA mit 105 000 Frauen, von 210 000 Mit-
gliedern (= 60 v. H.) heute die größte Gewerkschaft der
weiblichen Angestellten.

Ehe liegt über Scheidung. Daß trotz des vielen Geredes über
das in den Vereinigten Staaten herrschende Scheidungsieber die
Zunahme der Ehen die der Scheidungen weit übertrifft, ergibt
sich aus den Zahlen, die das Amerikanische Statistische Büro ver-
öffentlicht. Danach wurden im letzten Jahr in den Vereinigten
Staaten 1 232 559 Ehen geschlossen, und zwar 50 062 oder 4,2 Pro-
zent mehr als im Jahr vorher. Die Scheidungen beliefen sich auf
201 475, eine Steigerung von 2,8 Prozent gegenüber dem Vorjahr.
Wenn also auch die Scheidung zunimmt, so ist ihr Anwachsen doch
viel geringer als das der Eheschließungen. In den einzelnen
Staaten tritt dieser Sieg der Ehe über die Scheidung noch deut-
licher hervor. So stiegen die Ehen in Ohio um 10,7 Prozent an,
während sich die Scheidungen um 1,6 Prozent vermehrten. Man
schreibt daraus, daß die neuen Eheformen, wie die der Kamerad-
schafts- und der Versuchesehe, die eine Zeitlang so großen Anklang
fanden, wieder weniger Anhänger finden und daß man zu den
alten bewährten Formen der Dauerehe zurückkehrt.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeit-
schriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Das Buch vom Sauerkraut. Ein „Buch vom Sauerkraut“ ist
sicher etwas Neues. 50 gute alte und geprüfte neue Rezepte sind
in buntem Wechsel gemischt. Einige kurze Hinweise auf die zweck-
mäßige Behandlung des Sauerkrautes, das so beliebte Aufwärmen
und „Einiges Wissenswertes“ vervollständigen das Buch. Von be-
sonderem Interesse für die breitesten Öffentlichkeit ist die Verwen-
dung rohen Sauerkrautes zu Salaten! Es gibt keinen billi-
geren und dabei insbesondere Kindern zuträglicheren Winter салат!
Aber auch die sonstigen Kochanweisungen bringen manches Neue
und vieles alterprobt Gute! Das „Buch vom Sauerkraut“ wird
in den kommenden Wochen in jedem Lebensmittelgeschäft zu
haben sein.

Chefredakteur: Georg Schöpplin. Verantwortlich: Volpert, Frei-
staat Baden, Volkswirtschaft, Aus aller Welt, Letzte Nachrichten: S.
Grünbaum. Landtag, Gewerkschaftliche Nachrichten, Partei, Kleine
deutsche Chronik, Aus Württemberg, Durisch, Übersetzung, Rezensionen
Die Welt der Frau, Hermann Winter, Groß-Rastatt, Gemeinde-
politik, Postale Rundschau, Sport und Spiel, Sozialistisches Jugend-
beim und Wandern, Ausflüge, Jodel Gesele. Verantwortlich
für den Anzeigenteil: Gustav Krüger. Sämtliche Wohnort:
in Rastatt, in Baden, Trud und Verlag: Verlagsdruckerei
Volkstreu und G.m.b.H., Rastatt.